

# Glasperlenspiel oder Ökonomie

## Der Niedergang der Wirtschaftswissenschaften

Von Heiner Flassbeck

Den meisten deutschen Zeitungen war eine scheinbar marginale Personalie eine große Schlagzeile wert: Gustav Horn, der Konjunkturchef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW), wird vom amtierenden Präsidenten des DIW, Klaus Zimmermann, gefeuert. Es schien, als ahnten viele Journalisten, dass da etwas Unerhörtes geschah, Porzellan zerschlagen wurde, das nicht mehr leicht zu kitten ist, dass die deutsche Wirtschaftspolitik mit Horn eine der Stimmen verliert, die – im wahrsten Sinne des Wortes – herausragen, weil sie nicht im Chor der anderen untergehen, und dass das Institut, dessen keynesianische Ratschläge über Jahrzehnte die deutsche Diskussion entscheidend mitgestaltet haben, nun dem Mainstream preisgegeben wird.

Begründet wurde der Rauswurf vom derzeitigen Präsidenten vor allem mit Zweifeln an der wissenschaftlichen Reputation von Horn, die wiederum mit einem Gutachten des wissenschaftlichen Beirats des Instituts belegt wurden. Im Hintergrund stand dabei sicher die Tatsache, dass das Institut, wie alle anderen empirisch ausgerichteten Institute auch, nun regelmäßig vom Wissenschaftsrat im Hinblick auf seine „wissenschaftliche Leistung“ begutachtet wird. Da der Wissenschaftsrat selbstverständlich von der herrschenden Meinung in der Wissenschaft dominiert wird, misst man die verlangte „Wissenschaftlichkeit“ in erster Linie an den Veröffentlichungen der Mitarbeiter der Institute in renommierten wissenschaftlichen Fachzeitschriften, die ganz überwiegend Mainstream drucken, weil sie ihn definieren.

Jenseits der konkreten Personalie und der Frage, wie es eine Disziplin, die gerne eine Wissenschaft sein möchte, grundsätzlich mit der Pluralität von Meinungen hält, beginnt hier das eigentliche Problem. Die Ökonomie hat nämlich in den vergangenen Jahrzehnten nicht nur ihre in den 30er Jahren im Gefolge der keynesianischen Arbeiten entstandene Spaltung vertieft, sie hat darüber hinaus ein nach-keynesianisches Lehrgebäude errichtet, das den Anspruch hat, die Wissenschaftlichkeit alleine zu vertreten. Dieses Monopol in Sachen Wissenschaftlichkeit glaubt dieses Lehrgebäude daraus ableiten zu können, dass nur seine Aussagen konsequent auf dem Axiom der mikroökonomischen Rationalität beruhen, auf der schlichten Annahme also, alle Wahlentscheidungen von Individuen würden in irgendeinem Sinne „rational“ getroffen.

So ist es nur konsequent, wenn der wissenschaftliche Beirat des DIW, der gewissermaßen die interne Vorprüfungsstelle für den Wissenschaftsrat dar-

stellt, in einem Gutachten über die von Horn geführte Abteilung beispielsweise feststellt, deren Vorstellung, die Höhe der Arbeitslosigkeit folge vor allem dem Wachstum, sei „nur schwer mit den Mainstream-Theorien der realen Ökonomie in Übereinstimmung zu bringen“. Auch das von der Abteilung vorgebrachte Argument, ein stärkeres Wachstum der Geldmenge könne bei starren Löhnen nicht neutral sein, sei „nicht konventionell und widerspreche Grundsätzen der Rationalität“.<sup>1</sup>

Ganz unabhängig davon, zu welchem Urteil man in diesen Sachfragen gelangen kann, die Sprache ist entlarvend: Offensichtlich ist schon die Tatsache, dass eine Aussage nicht dem Mainstream entspricht, problematisch. Wenn gar eine Aussage nicht mit dem „Axiom der Rationalität“ zu vereinbaren ist, muss man sich nicht mehr mit ihr auseinandersetzen, sondern kann sie a priori ablehnen. Wer Mainstream vertritt, muss sich nicht rechtfertigen, wer eine Minderheitsposition einnimmt, sieht sich einem deutlich erhöhten Rechtfertigungs- und Publikationsbedarf gegenüber, was ihn oder sie – angesichts der Sanktionsmöglichkeiten des Wissenschaftsrates – in der Regel dazu bewegen dürfte, die bequeme Variante des Mainstream zu wählen.

### *Das Glasperlenspiel*

Worum geht es aber bei der scheinbar so entscheidenden Rationalität konkret? Das ist sehr leicht zu beantworten, wenngleich sich die herrschende Lehre in der Ökonomie einer – so Hermann Hesse im Glasperlenspiel – „hoch entwickelten Geheimsprache“ bedient, die für Laien nicht ohne weiteres zu durchschauen ist. Im Grunde basiert die gesamte herrschende Lehre auf dem Ende des 19. Jahrhunderts von Leon Walras geschaffenen System des allgemeinen Gleichgewichts, das der klassischen Theorie der Ökonomie, die vorwiegend auf David Ricardo aufbaute, durch die konsequente Einführung des Grenznutzenprinzips logische Geschlossenheit gab.

In dieser „logischen“ Scheinwelt treffen sich jeden Morgen, zu Beginn der Marktperiode, alle am Wirtschaftsleben Beteiligten auf dem Markt und bieten die Produkte einschließlich ihrer eigenen Arbeit an, die sie zu verkaufen haben und fragen die Produkte nach, die sie benötigen. Es wird so lange getauscht und von anonymen Auktionatoren versteigert, bis der Preis jedes Gutes genau gleich ist dem Grenznutzen, den das Gut in der am Markt gefundenen Verwendung stiftet. Am Abend eines jeden Tages, das heißt am Ende der Marktperiode bzw. im allgemeinen Gleichgewicht, sind alle Güter und Produktionsfaktoren optimal auf die Volkswirtschaft verteilt, weil man den erzielten Nutzen jedes einzelnen Marktteilnehmers nicht mehr erhöhen kann, ohne den Nutzen eines anderen zu schmälern.

An Trivialität ist diese Vorstellung im Grunde nicht zu überbieten. Und doch hat das Prinzip des allgemeinen Gleichgewichts, wie Keynes es ausdrückte, seit den Zeiten David Ricardos die Ökonomie so vollständig erobert

1 Protokoll des wissenschaftlichen Beirats beim DIW vom 3.11.2003.

wie zuvor die heilige Inquisition Spanien. Die Vorstellung, ein anonymes Marktgeschehen könnte auf die harmonischste Weise alle wirtschaftlichen Probleme lösen, könnte all die Verteilungskämpfe und Auseinandersetzungen um Einkommen und Arbeitsplätze aus der Welt schaffen oder doch zumindest entpolitisieren, war zu attraktiv, als dass sich die Volkswirtschaftslehre diesem Gedanken hätte entziehen können. Hinzu kam, dass Ricardos „Theorie von Wirtschaft und Banken, von der Politik und der akademischen Welt akzeptiert wurde. Nein, es gab keine Kontroversen mehr; die andere Sichtweise verschwand vollständig; sie wurde nicht einmal mehr diskutiert. [...] Die Vollständigkeit des Sieges der ricardianischen Lehre ist kurios und mysteriös zugleich. Dies war offenbar die Folge einer Reihe von Bedingungen, die diese Doktrin für das Umfeld geeignet machten, in das sie projiziert wurde. [...] Dass ihre Lehren, in die Praxis übersetzt, streng und oftmals ungenießbar waren, gab ihr Tugend. Dass sie soziale Ungerechtigkeit und offensichtliche Grausamkeiten zu unabwendbaren Begleiterscheinungen des Fortschritts erklärte und dass jeder Versuch, diese Dinge zu ändern, am Ende eher schädlich denn nützlich sei, verlieh ihre Autorität. Dass sie der Freiheit der wirtschaftlichen Betätigung des einzelnen Kapitalisten eine Rechtfertigung bot, sicherte ihr die Unterstützung der dominanten gesellschaftlichen Gruppe hinter der Obrigkeit.“<sup>2</sup>

Die ricardianisch-walrasianische Theorie ist vollkommen zeitlos. Niemand weiß, wie lang die Marktperiode ist; niemand kann sagen, wann die Marktpreise für welche Produkte gefunden werden; niemand schaut über die Marktperiode hinaus; niemand investiert in eine unsichere Zukunft. Um den Makel der Zeitlosigkeit zu beseitigen, nannte die herrschende Ökonomie die Periode, in der die Bedingungen des Gleichgewichts wieder hergestellt sein würden, kurzerhand „die lange Frist“. Das ist aber aus erkenntnislogischer Sicht schlichter Unsinn, weil die Bedingungen, die man braucht, um das Gleichgewicht zu bestimmen, eben keinerlei Zeitbezug haben, so dass das Ergebnis nur ein zeitloses Artefakt sein kann, aber niemals Aussagen über eine „Frist“ beinhaltet. Neuerdings begegnet man der Zeitlosigkeit des walrasianischen Systems dadurch, dass man ein intertemporales allgemeines Gleichgewicht definiert. Auch diese Welt ist allerdings vollkommen zeitlos, da man die Dimension der Zeit, die – in zeitlich undeterminierten offenen Gesellschaftssystemen – immer eine Dimension der Unsicherheit sein muss, ausblendet durch die Annahme, alle Wirtschaftssubjekte seien vollständig über alle Vorgänge und Zusammenhänge in den für sie relevanten Zeiträumen, also auch über die Zukunft, informiert.

Das ist das Glasperlenspiel, das die moderne Ökonomie ausmacht. Die weit überwiegende Mehrzahl der akademischen Ökonomen in allen wichtigen Ländern der Welt widmet sich diesem Spiel in all seinen Varianten, und wer in die obersten Ränge der akademischen Kasten aufsteigen will, muss dieses Spiel beherrschen, muss die Geheimsprache und seine Mathematik kennen und die Methoden des Spiels auf alle Lebensbereiche anwenden können und

2 John Maynard Keynes, *The General Theory of Employment, Interest and Money*, in: *The Royal Economic Society* (Hg.), *The Collected Writings of John Maynard Keynes*, Bd. 7, London 1973 [1936], S. 32 f.

wollen. Wer das Spiel mit Überzeugung spielen will, muss gewissermaßen das Spiel für das Leben halten. Wie könnte man sonst mit Verve über „Staatsverschuldung und Humankapital in einem endogenen Wachstumsmodell der ewigen Jugend“ (so der Titel eines Beitrages zur Tagung des „Vereins für Socialpolitik“ 2000 in Berlin) schreiben und lange Abhandlungen über die Mathematik des Spiels als Beiträge zu einer Wissenschaft verstehen, die den Menschen helfen soll, ihre Lebensumstände zu verbessern.

Skeptiker werden einwenden, auch in anderen Fächern, in den exakten Wissenschaften etwa, gäbe es Bereiche, die esoterisch und abgehoben auf Feldern forschten, deren Nutzen nicht unmittelbar einsichtig ist. Doch darum geht es in der Ökonomie nicht. Es geht nicht lediglich um die abstrakteste Ebene einer Wissenschaft, wo der Nutzen von Antworten auf offene Fragen sich nicht leicht ermessen lässt. In der Ökonomie hat sich die herrschende Lehre ein völlig neues – oder eben ein uraltes – Forschungsobjekt ausgewählt, das nichts mit dem zu tun hat, was der ökonomische Laie und der Rat suchende Wirtschaftspolitiker unter Wirtschaft versteht. Selbst das wäre hinzunehmen und unter Freiheit der Wissenschaft zu verbuchen, wenn nicht die Kaste der Glasperlenspieler ganz selbstverständlich und mit hohem Anspruch an der wirtschaftspolitischen Beratung teilnehmen würde – offenbar, weil in der Mediengesellschaft hierdurch hohe Entlohnungen pekuniärer und nicht-pekuniärer Art zu erzielen sind.

Da aber im Glasperlenspiel der Neoklassik alle wirtschaftlichen Entscheidungen auf der Ebene des souveränen privaten Haushalts getroffen werden müssen, reduzieren sich fast alle relevanten Fragen und Antworten auf die Wahlentscheidung von Sparen oder Konsumieren auf der Ebene des einzelnen Haushalts. Wächst eine Volkswirtschaft stark, sind nach dieser Logik lediglich die Menschen bereit, viel zu sparen. Allein deren Entscheidung, nicht zu konsumieren, führt zu Investitionen, weil der Preismechanismus am Kapitalmarkt dafür sorgt, dass automatisch investiert und Kapital akkumuliert wird. Wächst eine Volkswirtschaft nur wenig, konsumieren die Haushalte lieber, lassen also keinen Raum für Investitionen. Sind Länder arm, können sie folglich nicht wachsen, weil sie keine Ersparnisse haben und deshalb Kapital importieren müssen. Hat ein Land ein Leistungsbilanzdefizit, haben sich die Menschen dort entschlossen, wenig zu sparen oder sie hatten gar nicht die Möglichkeit zu sparen. Will ein Land – etwa wegen einer Alterung der Bevölkerung – stärker für die Zukunft vorsorgen, müssen die Menschen mehr sparen. Sparen sie mehr, wird auch, angeblich automatisch, mehr investiert, weil die vorhandenen Mittel ja auf jeden Fall einer Verwendung zugeführt werden, wenn nur der Preis, in diesem Fall der Zins, flexibel genug ist.

Wirtschaftskrisen kann es in dieser Welt generell nur dann geben, wenn die Preise nicht flexibel genug sind, um die Knappheiten angemessen widerzuspiegeln. Entsteht Arbeitslosigkeit, ist das nur dem Wunsch des Einzelnen geschuldet, mehr Freizeit zu genießen oder seiner mangelnden Bereitschaft, sinkende Löhne zu akzeptieren. Da in der Weltwirtschaftskrise 1929/30 unbestreitbar die Löhne drastisch sanken, verleitete das einige neoklassische Beobachter zu dem einfachen, aber in ihrer Welt höchst logischen Schluss:

Wenn die Löhne fallen und die Arbeitslosigkeit zugleich steigt, dann kann es nur noch der Wunsch nach mehr Freizeit gewesen sein, der zu stark steigender Arbeitslosigkeit führte.

Der entscheidende Unterschied zur keynesianischen Ökonomie also ist ohne weiteres auch für Nicht-Ökonomen verständlich. Im Glasperlenspiel gibt es keine Makroökonomie, weil es keine Unsicherheit gibt. Im intertemporalen Gleichgewichtsmodell sind die Menschen mit vollkommener Voraussicht ausgestattet. Sie kennen alle relevanten wirtschaftlichen Fakten ihrer gesamten Lebenszeit – im Zweifel auch die der Enkel – und selbstverständlich kennen sie alle relevanten Modelle der Ökonomie, wobei aus dieser Sicht relevant natürlich nur die herrschende neoklassische Ökonomie ist.

### *Unsicherheit oder vollständiges Wissen*

Ihren Höhepunkt hat diese Art der unwissenschaftlichen Selbstbeweihräucherung in der so genannten Theorie der rationalen Erwartungen gefunden. Dort wurden als „rational“ nur solche Erwartungen von Individuen zugelassen, die auf der Basis neoklassischer Modelle gebildet wurden. Das heißt, da das durchschnittliche Wirtschaftssubjekt in dieser Sicht alles weiß, weiß es auch, dass Inflation nur entstehen kann, wenn die Zentralbank „zu viel“ Geld zur Verfügung stellt. Deshalb reagiert es antizipativ auf die übermäßige Ausweitung der Geldmenge – etwa mit höheren Lohnforderungen aufgrund der erwarteten Inflation – und führt damit das „richtige“ Ergebnis schon vorzeitig herbei. Die expansive Geldpolitik hat dann keinerlei reale Wirkungen, sondern erhöht nur unmittelbar die Inflation. Was zu viel Geld ist, wie stark die reale Wirtschaft wachsen kann, wie sich die Kassenhaltung der Wirtschaftssubjekte im In- und Ausland entwickelt, das alles sind für den Glasperlenspieler nur Randfragen, die vom eigentlichen Problem ablenken.

Folglich beweist der Glasperlenspieler, was aufgrund seines Weltbildes zu beweisen war: Kurzfristige Aktionen der Geldpolitik zur Anregung des Wachstums sind sinnlos, weil immer nur die Inflation fördernd. Dass er dieses Ergebnis mit Hilfe eines logischen Zirkels abgeleitet hat – zu viel Geld führt zur Inflation, weil die Menschen wissen, dass zu viel Geld zur Inflation führt – ficht den Glasperlenspieler nicht an. Ziel des Spiels ist ja nicht, richtige Wissenschaft zu betreiben, die Wirklichkeit zu erklären oder Wissenschaft auch nur nachzuahmen; das Glasperlenspiel genügt sich selbst: Die Tatsache, dass eine Aussage die Harmonie des Spiels bestätigt und nicht stört, beweist, dass derjenige, der sie einbringt, würdig ist, in den Kreis der Spieler aufgenommen zu werden.

In der keynesianischen oder schumpeterianischen Ökonomie wissen die Menschen und die Unternehmen dagegen praktisch nichts. Alle agieren in einem zeitlich offenen System, über dessen Zukunft niemand genaue Vorstellungen hat. Investieren wird zum zentralen Problem, weil es die Überwindung der objektiv gegebenen Unsicherheit durch das einzelne Wirtschaftssubjekt bedeutet. Technologie und Wachstum fallen folglich nicht vom

Himmel, sondern sind das Ergebnis des Zusammenwirkens geeigneter mikro- und makroökonomischer Bedingungen.<sup>3</sup> Um es auf den Punkt zu bringen: In der neoklassischen Lehre von der Wirtschaft determiniert das Sparen das Investieren, in der keynesianischen ist es umgekehrt, die Dynamik der Unternehmensinvestitionen entscheidet über das Sparen, weil die Haushalte ihr Einkommen und damit ihre Ersparnisse für die kommende Periode gar nicht kennen, bevor die Unternehmen über die Investitionen entschieden haben.

Die Unsicherheit ist dabei das zentrale Moment, weil sie sozusagen die euklidische von der nicht-euklidischen Geometrie scheidet. In der keynesianischen Welt können die Arbeiter weniger Geld erhalten, daraufhin weniger Güter nachfragen und schließlich noch weniger Arbeit bekommen, weil sie selbst weniger Güter nachgefragt haben. Im Glasperlenspiel ist das unmöglich, weil die Regeln des Spiels eine solche Konstellation verbieten. Wenn dort eine Partei weniger vom gesamten Kuchen erhält, muss eine andere mehr erhalten, weil das Gesamte (das Gesamteinkommen der Volkswirtschaft) ja nicht von der Zuteilung an einzelne Gruppen abhängig sein kann, es wird ja angeblich von viel tiefer liegenden Faktoren bestimmt, die sich kurzfristig nicht ändern. Folglich ist die Debatte um die Gefahren von Lohnsenkungen für den Glasperlenspieler eine Scheindiskussion. Wie bei allen Einschnitten, bei allen Schocks, die drohen könnten, gibt es in seiner Welt eine Kraft, die automatisch an Nachfrage ausgleicht, was irgendwo verloren geht. Dass das für die erforderliche Nachfrage nötige Einkommen einfach nicht entstehen könnte, passt nicht in seine Welt. Dass zum Beispiel die Unternehmen insgesamt von einer Lohnsenkung nicht profitieren können, wenn nicht die Gesamtheit der Unternehmer oder zumindest die große Mehrheit die gleiche „rationale Erwartung“ haben, dass ihnen eine Lohnsenkung voll zugute kommt und sie deshalb genau die Zahl von Arbeitskräften mehr einstellen, die man braucht, um die Gesamtnachfrage konstant zu halten, kann der Glasperlenspieler nicht begreifen. Dass seine Überlegung wiederum auf einem logischen Zirkelschluss beruht – Lohnsenkung schadet der Nachfrage nicht, wenn die Nachfrage vorgegeben ist – nimmt er nicht zur Kenntnis.

Politisch fatal ist, dass sich die äußerst primitive Wirtschaftspolitik der Glasperlenspieler weitgehend mit den Vorurteilen der wirtschaftspolitischen Laien deckt. Genauso wie der durchschnittliche private Haushaltsvorstand bei jeder Krise überzeugt ist, die Verhältnisse hätten sich jetzt ein für allemal fundamental geändert, kennt auch der Glasperlenspieler nur solche quasi außerökonomischen Ursachen der Krise. Daher entsteht bei zunehmender Dominanz der Glasperlenspieler der Eindruck, es gebe nur diese eine Ökonomie. Seit sich die Volkswirte in Deutschland fast vollständig der Gemeinde der Glasperlenspieler angeschlossen haben, wird folglich das laienhafte, betriebswirtschaftliche Verständnis von Wirtschaft jeden Tag von höchster Warte bestätigt.

3 Vgl. zu einer genaueren Beschreibung der unterschiedlichen Systeme: Heiner Flassbeck, Was ist Angebotspolitik? In: „Konjunkturpolitik“, 2-3/1982.

Die Rolle staatlicher Defizite für die Wirtschaftspolitik bietet ein weiteres herausragendes Beispiel für die geradezu verantwortungslose Ökonomie des Glasperlenspiels: Im Jahre 1999 hatte sich die Regierung in Deutschland zum Ziel gesetzt, bis 2006 die staatlichen Defizite auf Null zu reduzieren, also eine Situation herzustellen, in der der Staat sich nicht mehr zusätzlich verschuldet. In diesem Jahr aber hat man das Ziel wieder aufgegeben, weil sich die Defizite türmen und ein Abbau in zwei Jahren selbst einem sparwütigen Finanzminister absolut unrealistisch erscheint. Was ist schief gelaufen? Wenn es nach den Glasperlenspielern an den Universitäten und den Hütern des Stabilitätspaktes bei der EU in Brüssel und bei der Europäischen Zentralbank in Frankfurt gegangen wäre, hätte die konsequente Eichelsche Sparpolitik direkt ins Paradies der staatlichen Schuldenfreiheit geführt und nicht in den Schuldturm. Nach den aus dem Glasperlenspiel abgeleiteten Vorstellungen, die von maßgeblichen Mitarbeitern der Kommission und der Zentralbank landauf, landab verkündet werden, honoriert der Bürger nämlich die Sparbemühungen, die der Staat unternimmt, durch eigene Mehrausgaben, gleicht also im Hinblick auf die Gesamtnachfrage einer Volkswirtschaft genau aus, was fehlt, weil der Staat Sparanstrengungen unternimmt.

Diese „modernen Ökonomen“ und Eurokraten berufen sich explizit auf eine uralte These, die David Ricardo zugeschrieben wird: die „ricardianische Äquivalenz“. Danach weiß der Bürger genau, ob ein Finanzminister Schulden machen will oder solide ist, und richtet sein Verhalten dementsprechend ein. Steigen die staatlichen Defizite, weil der Staat das Geld mit vollen Händen hinauswirft, sparen die Bürger umso mehr, denn sie wissen, dass bald die Steuern steigen werden und wollen dafür gewappnet sein. Folglich funktioniert das staatliche Geldausgeben nicht, weil das private Sparen die öffentliche Verschwendung kompensiert.

Was diese Theorie leider nicht erklären kann: Warum geben die Leute kein Geld aus, wenn einer wie Eichel Finanzminister ist, der jeden Cent dreimal herumdreht, fünf Sparschweine auf seinem Schreibtisch stehen hat und konkrete Steuersenkungen sogar schon unterwegs sind? Warum brechen genau dann die staatlichen Einnahmen weg, wenn Eichel die Staatsausgaben herunterfährt? Woran halten sich die Menschen in ihren Einschätzungen, wenn nicht an das von Eichel von Anfang an verkündete Ziel, die Neuverschuldung auf Null zu bringen?

Wenn man das alles nicht erklären kann, ist vielleicht die Theorie einfach falsch. In der Tat beruht die Ricardo-Doktrin auf der geradezu lächerlichen Fiktion, der Durchschnittsbürger wüsste aufgrund eines Blickes auf die heutige Entwicklung der Staatsausgaben einzuschätzen, wie groß seine Steuerbelastung in 10 oder 20 Jahren sein wird. Mehr noch, man nimmt an, er könne aus der zukünftigen Steuerbelastung ableiten, wie viel er heute konsumiert oder spart, obwohl er über sein Gesamteinkommen in der Zukunft rein gar nichts weiß. Dass die wichtigsten wirtschaftspolitischen Institutionen in Europa mit einer solchen These operieren, ist so, als ob die Chirurgen in der Charité unterstellten, der menschliche Kreislauf sei durch keinerlei Schock aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Stellen wir uns vor, die weit modernere Theorie sei richtig, wonach der Staat mit seiner Sparsamkeit unmittelbar die Gewinne der Unternehmen reduziert und auf diese Weise die Arbeitslosigkeit, die dem Finanzminister so teuer zu stehen kommt, selbst erzeugt. Dann wäre der Misserfolg des sparfreudigsten Finanzministers in der deutschen Geschichte leicht zu verstehen: Eichel spart, doch die privaten Haushalte und die Unternehmen sparen auch. Erstere sparen, weil man ihnen jeden Tag erklärt, dass der Staat Leistungen kürzt und sie den Gürtel enger schnallen müssen. Letztere sparen, weil das Eichelsche Sparen ihnen unmittelbar die Geschäfte verdirbt. Ob die Bauunternehmer Arbeiter entlassen, weil die Gemeinden kein Geld für Investitionen haben, oder die Autobauer hohe Rabatte gewähren müssen, weil zu viele Kunden arbeitslos geworden sind, immer ist das Ergebnis in der ersten Runde das gleiche: Wenn die privaten Haushalte ihre Ersparnisse nicht verringern und ihre privaten Ausgaben nicht erhöhen, sinken die Gewinne der Unternehmen exakt um jeden Euro, den Hans Eichel einspart.

Weil die Unternehmen sich aber dagegen wehren und ihrerseits Kosten senken, Arbeitskräfte entlassen oder Pleite gehen, holen die Defizite, die der Finanzminister verhindern wollte, ihn am Ende in Form geringerer Steuereinnahmen und steigender Ausgaben für Arbeitslosigkeit wieder ein. In letzter Instanz fallen die Schulden immer auf den Staat zurück. Irgendwann werden die Vertreter des Staates das begreifen und die Schulden akzeptieren. Die Frage ist nur, wie viel Wasser bis dahin den Rhein heruntergeflossen ist und wie viele ruinierte Haushalte und Unternehmen es bis dahin gegeben hat.

### *Glasperlenspiel, Institute und Wirtschaftspolitik*

Das Ergebnis ist leicht zu verstehen: Das Glasperlenspiel ist keine Ökonomie, sondern eine Kunstlehre, die sich einiger ökonomischer Begriffe bedient. Eine Wirtschaftspolitik, die sich auf Glasperlenspieler als Berater stützt, muss scheitern. Über viele Jahrzehnte seit der Weltwirtschaftskrise von 1929/30 hat die Wirtschaftspolitik das gewusst und beherzigt. Deshalb hat sie empirisch ausgerichtete Wirtschaftsforschungsinstitute gefördert, die explizit als wirtschaftspolitische Berater dienen sollten und lange Zeit erfolgreich den Versuchen des Glasperlenspiels und seiner Protagonisten widerstanden. Mit dem Zugeständnis der Wirtschaftspolitik Anfang der 90er Jahre, dem Wissenschaftsrat die Evaluation der praxisorientierten Institute zu überlassen, ist der Damm gebrochen. Das zentrale Kriterium, das der Wissenschaftsrat und die wissenschaftlichen Beiräte der Evaluation zugrunde legen, eine große Anzahl von Veröffentlichungen in referierten Zeitschriften, ist nur zu erfüllen, wenn die Institute sich konsequent dem Glasperlenspiel zuwenden. Damit sind sie für die praktische Wirtschaftspolitik jedoch ebenso bedeutungslos geworden wie die zahllosen Lehrstühle an den Universitäten, die seit 150 Jahren das Spiel spielen. Folglich können sie zur Gänze geschlossen werden.

Noch ist es für eine Rettung der Institute nicht zu spät. Würden die Politiker begreifen, dass es kein Zufall ist, das einige der – derzeit noch – anerkannten

Berater in Deutschland ebenfalls schlecht abschneiden, was ihre Veröffentlichungen in *Mainstream*-Publikationen anbelangt, könnten sie noch eingreifen. Wer sich einen Sinn für praktische Lösungen erhält, die Wirtschaft regelmäßig beobachtet und eine konsequente empirische Überprüfung seiner Thesen anstrebt, kann nicht gleichzeitig ein anerkannter Glasperlenspieler sein. Wer dagegen die *Finessen* des Spiels beherrschen will, neue Spielzüge und Spielfelder zu entdecken versucht, kann nicht gleichzeitig ein guter Berater der Wirtschaftspolitik sein. Ihm fehlt die Zeit und das Verständnis für die Belange der Akteure, die Tag für Tag unter hoher Unsicherheit zu entscheiden haben.

Doch offensichtlich haben die Wirtschaftspolitiker die Zeichen der Zeit nicht erkannt. Statt konsequent zu unterscheiden zwischen Glasperlenspielern und Ökonomen, geben sie sich dem *Mainstream* in der Illusion hin, anerkannte Glasperlenspieler müssten auch gute wirtschaftspolitische Berater sein. Wer aber einen oder auch zwei Aufsätze im „*American Economic Review*“ veröffentlicht hat, ist deshalb noch kein guter Ökonom. Vermutlich hat er nur eine Nische gefunden, auf die noch niemand die Regeln des Glasperlenspiels angewendet hat. Besonders anschaulich macht die Wandlung des Faches der renommierte und einst mit hohem sozialen Engagement gestartete „Verein für Socialpolitik“. Waren die Schriften und Tagungen des Vereins in den 50er und 60er Jahren noch eine Quelle für hoch relevanten Rat der Ökonomie, sind sie heute zu dem üblichen Sammelsurium von Glasperlenspielen entartet, das dem praktischen Politiker keinerlei Hilfestellung bietet. Wie die renommierten Fachzeitschriften selbst ist der Verein zu einer Profilierungsmaschine für junge Glasperlenspieler oder für Aufsteiger aus den unteren akademischen Kästen geworden.

Betrachtet man die gesamte wirtschaftswissenschaftliche Landschaft, ist es von besonderer Ironie, auf welche Weise die vom Staat bereitgestellten Steuermittel heute in einem Fach eingesetzt werden, dessen herrschende Lehre dem Staat, außer der Alimention der eigenen Disziplin, kaum eine Rolle im gesellschaftlichen Leben zuweist.

Vor diesem Hintergrund und der andauernden wirtschaftlichen Krise darf das Fach nicht sich selbst überlassen bleiben. Andere Wissenschaften und die Wissenschaftspolitik müssen sich einmischen und mithelfen zu kontrollieren, ob einfachste Grundsätze wissenschaftlicher Arbeit gewahrt bleiben oder ob das Fach zu einer reinen Kunstlehre entartet, die ideologische Zugangsschranken für Nicht-Gläubige schafft. Philosophie und Erkenntnistheorie dürfen nicht vor der Geheimsprache der Glasperlenspieler zurückschrecken, sondern müssen darauf insistieren, dass die herrschende Ökonomie ihre Aussagen wie jede andere Wissenschaft an der Realität überprüft und damit der Falsifikation (wieder) zugänglich macht. Geschieht das nicht, müssen wir wohl auf eine „große Falsifikation“ warten, wie sie schon einmal, Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Sinnlosigkeit des Glasperlenspiel innerhalb weniger Wochen jedermann vor Augen geführt hat.